

# Medienkongress Hamburg 2002

Vera Linß

**Bildung und Journalismus sind in der Mediengesellschaft die Glaubwürdigkeitsinstanzen. Zieht man in Betracht, dass 95 % alles Wissens, das wir uns aneignen, vermitteltes Wissen ist, wird deutlich, welche Rolle Schule und Medien spielen. Verlieren beide Instanzen an Ansehen, stellt sich die Frage, was an deren Stelle im Sinne einer sozialen Gesellschaft treten könnte. Die Antwort darauf ist offen.**

**Sicher ist nur, dass sich zum einen Medien aufgrund der technologischen Entwicklung immer schwerer durch staatliche Institutionen auf ihre Sozialverträglichkeit hin kontrollieren lassen. Zum anderen befindet sich das Schulsystem in Deutschland in der Krise. Letzteres hat nicht nur Pisa dokumentiert. Auch Millionen von Arbeitslosen, deren Zahl sich scheinbar nicht reduzieren lässt, sind Symbol dafür, dass ein Teil der Bevölkerung – mangels adäquaten Wissens – ratlos vor dem Problem steht, wie das eigene Leben sinnvoll und produktiv gestaltet werden kann.**

**Die Herausforderung ist da! Und sowohl Pädagogen als auch Medienschaffende und Politiker stehen in der Verantwortung, Modelle der Wissensvermittlung zu entwickeln, die heute funktionieren.**

Vor diesem Hintergrund trafen sich vom 30. September bis 2. Oktober 2002 Lehrer, Wissenschaftler, Politiker, Wirtschaftsvertreter und Jugendschützer aus ganz Deutschland in Hamburg zum Medienkongress. „Information, Wissen, Bildung – Netzwerke in der Informationsgesellschaft“ lautete das Thema der dreitägigen Veranstaltung. In 48 Workshops und auf mehreren Diskussionspodien wurde darüber diskutiert, welche technischen, strukturellen und ideologischen Voraussetzungen gegeben sein müssen, um Medien in die Schulbildung zu integrieren, also Medienkompetenz herzustellen, und um Jugendliche vor möglichen schädlichen Auswirkungen von Internet, Rundfunk und Presse schützen zu können. *Mehr Selbstverantwortung der Medien, eine klare Zielsetzung von Bildung und die Überwindung von gegenseitigen Vorurteilen zwischen Lehrern und Journalisten* – so lassen sich drei wesentliche Schlüsse aus dem Kongress zusammenfassen.

Als ein Dilemma unserer Gesellschaft bezeichnete Jo Groebel, Generaldirektor des Europäischen Medieninstituts, die „Etikettierung von Pädagogik und Medien“. Diese Kluft zwischen beiden Wissensvermittlern erschwert psychologisch gesehen jegliche Kooperation. So würden Handlungen nicht durch Fakten motiviert, sondern durch *Vorstellungen* von Fakten. Zu beobachten ist, dass Pädagogen einen schlechten Ruf haben, der nicht ihrer tatsächlichen Bedeutung in unserer Gesellschaft gebührt. Lange galten Lehrer als rückständig, verkrampft, nicht der Zukunft aufgeschlossen – und dieses Bild prägt bis heute ihre Position. Umgekehrt haben Lehrer lange Zeit dazu tendiert, die Medien pauschal zu verdammen und alles, was sich mit Fernsehen in Verbindung setzen lässt, für schlecht zu erklären.

Sicherlich sind die Wurzeln dieses Denkens auch heute noch existent. Während wohl jeder Lernende als Idealfigur einen Lehrer mit Charisma – mit einer eigenen Persönlichkeit und Ausstrahlung – vor Augen hat, sind Pädagogen in der Realität nach wie vor mit der Herausforderung konfrontiert, der Schulbürokratie und auch den Eltern gerecht werden zu müssen. Auf der anderen Seite – und vor diesem Problem stehen Medienschaffende – neigt unsere Gesellschaft dazu, vieles, was nicht in irgendeiner Form unterhaltsam ist, als nicht beachtenswert anzusehen.

*„Ich glaube, dass wir unsere Gesellschaft als ein Zusammenfließen von unterschiedlichen Kräften verstehen müssen. Wir können uns mit gutem Willen schnell einigen“,*

meinte Jo Groebel, Generaldirektor des Europäischen Medieninstituts.

*„Praktisch bedeutet dies, dass eine Gesellschaft, die immer mehr Selbstverantwortung hat, nicht umhin kommt, ihr Reflexivitäts-Potential stärker zu nutzen“,*

meinte Otfried Jarren von der Universität Zürich.

Im Grunde zeigt dies schon, dass Lehrer und Journalisten in einem Boot sitzen. Natürlich lassen sich Schüler nur mit einem gewissen Maß an Kreativität und Unterhaltung erreichen. Gleichwohl hat unsere Gesellschaft Probleme, die sich nicht allein mit Spaß und Entertainment lösen lassen. Nicht zuletzt die Jahrhundertüberschwemmung im Sommer dieses Jahres hat deutlich gemacht: Wer konstruktiv handeln will, muss Wissen haben, also gebildet sein. Ab einem bestimmten Punkt ist Agierenden mit Unterhaltung nicht mehr geholfen, wenn nicht auch Substanz im Spiel ist. Beides ist gefragt: Unterhaltung und Bildung sind die Kehrseiten einer Medaille.

„Ich plädiere dafür, die Strukturen, die bei Lehrern und Journalisten sehr ähnlich sind, nämlich eine öffentliche Aufgabe zu haben, selbst wenn man im Markt tätig ist, die Aufgabe, auch Glaubwürdigkeitsinstanzen darzustellen, doch wieder ein bisschen korrespondierender zu sehen und gegenseitig mehr voneinander zu lernen, als sich gegenseitig abzulehnen“, schlug Groebel vor. „Ich glaube, dass wenn man denn das Motto des gerade abgehaltenen Kongresses in Hamburg aufgreifen sollte, wir unsere Gesellschaft schon als ein Zusammenfließen von unterschiedlichen Kräften, von unterschiedlichen auch Berufsgruppen verstehen müssen, die zunächst mal gemeinsame Interessen und Ziele haben und die nicht zunächst schon von vornherein auf Distanz zueinander gehen müssen. Wir können uns mit gutem Willen schnell einigen.“

Solch eine „Einigung“ könnte nicht nur die Brücke zwischen Medien und Schule

bauen und Schüler zum Umgang mit Presse, Rundfunk und Internet befähigen helfen. Sie könnte generell als Kommunikationsmodell angesehen werden. Für den Medienbereich, in dem Vertreter – scheinbar entgegengesetzter – Interessen agieren, fasste dies Uwe Hasebrink vom Hans-Bredow-Institut mit den Worten zusammen: „Entscheidend ist, dass es gelingt, dass die verschiedenen Akteure – z. B. Landesmedienanstalten, private Fernsehsender – miteinander kooperieren. Das ist die Lehre dieses Kongresses.“

Doch unabhängig davon, ob man in den Bereich Schule oder Medien schaut: In Hamburg wurde deutlich, dass es an Zielsetzungen für die Wissensvermittlung mangelt, auf deren Grundlage gemeinsam gehandelt werden könnte. Wofür sollen junge Leute ausgebildet werden? Welche beruflichen Perspektiven, welche Werte sollen vermittelt werden? Ist es – angesichts der hohen Arbeitslosigkeit – noch aktuell, Jugendliche auf ein Leben als Angestellter zu orientieren? Inwieweit tragen noch klassische Familienmodelle? Inwieweit hat das Memorieren von Wissen noch seine Berechtigung in einer Gesellschaft, in der höchste Flexibilität gefragt ist? Diese Fragen blieben offen. „Schule und Eltern brauchen selbst Hilfe“, konstatierte Ingrid Paus-Hasebrink von der Universität Salzburg. Und Dieter Wiedemann, Vorsitzender der Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur und Mitveranstalter des Kongresses erklärte: „Ich teile die Ziellosigkeit auch. Ich bin Medienwissenschaftler und beobachte das auch als Hochschullehrer. Wofür bilden wir aus? Ich sage z. B. meinen Studenten immer: ‚Ich

leite eine Filmhochschule, wir bilden euch nicht für einen Job aus, sondern wir bilden euch dafür aus, dass ihr euer Talent im Markt anbieten könnt.“

Die haben ja auch in der Regel keinen Vollzeitjob, sondern die arbeiten an einem Projekt, kriegen 'ne Projektförderung und müssen sich dann die nächste suchen. Die Anstalten haben ja kaum noch feste Arbeitsplätze. Das ist natürlich kein Modell für die gesamte Gesellschaft. Aber ich denke schon, dass wir auch wegkommen müssen zu sagen: ‚Was du mit 18 lernst, reicht für dein ganzes Leben.‘ Das reicht nicht. Wir müssen sie eigentlich befähigen, mit dem Wissen, was sie haben, mit den Fähigkeiten, die sie haben, diese zu erweitern und sich auch an neue Bedingungen anzupassen. Da ist Schule, glaube ich, noch zu weit weg von der Realität. Es geht noch zu sehr um Wissenskanons. Es müsste eigentlich viel mehr darum gehen: Wie schaffe ich es, in dieser Gesellschaft zurechtzukommen? Wie schaffe ich es, auch mit den ganzen Konflikten zurechtzukommen, wie bringe ich mich da ein und wie entwickle ich meine Fähigkeiten, wenn auf einmal eine andere Fähigkeit nicht mehr gebraucht wird? Das müsste Ziel von Bildung sein.“

Die Beschreibung eines Bildungsziels, das alle Akteure integriert und aktuellen Problemen gerecht wird, ist jedoch nicht nur Voraussetzung für Kooperation, sondern auch für einen sinnvollen Einsatz von Medientechnik. Gerade die Unklarheit darüber, wo Bildung hinführen soll, kann als ein Grund dafür angesehen werden, dass die Ausrüstung von Schulen mit Computern – als ein Schritt in

„Entscheidend ist, dass es gelingt, dass die verschiedenen Akteure – z. B. Landesmedienanstalten, private Fernsehsender – miteinander kooperieren“,

fasste Uwe Hasebrink vom Hans-Bredow-Institut zusammen.

Richtung Medienkompetenz – nicht die Resultate erbracht hat, die man sich möglicherweise erhofft hatte. Nämlich die Nutzung von Computern und des Internets als normalen Bestandteil des (schulischen) Lebens zu etablieren, was auch immer dies bedeuten mag. „Welche pädagogischen Konzepte haben die Schulen, die eine Ausstattung mit neuen Medien und eine finanzielle Investition rechtfertigen? Die Technik ist der Weg, das Ziel ist ein besserer Unterricht. Da gibt es Defizite“, resümierte Reinhard Sliwka vom Schulausschuss des Deutschen Städtetages.

Teilweise, so wurde in Hamburg deutlich, wurden die Schulen allerdings auch von den *logistischen* Anforderungen, die der Einsatz von Computern mit sich bringt, überrascht. „Weil man ganz schlicht den ganzen Elektronikbereich zur Netzwerkwirtschaft erklärt und gesagt hat, wenn möglichst viele dran sind, dann läuft das alles. Das stimmt teilweise ökonomisch, aber eben sozial nicht. Man muss ja die Folgen, die Implementationsprobleme sehen, die sich dann ergeben. Die liegen ja eigentlich im Sozialen, nicht im Technischen“, sagte Otfried Jarren vom Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung an der Universität Zürich. So muss die Nutzung von Computern nicht nur inhaltlich begründet, sondern auch logistisch zu Ende gedacht sein. „Ich muss z. B. überlegen: Kann ich das in den Unterricht integrieren? Wenn ich es integriere, müssen wir in diesen einen Raum wandern, wo das alles steht, wo die Technik beheimatet ist. Das hat unglaubliche Auswirkungen auf die Organisation von Abläufen und auch von

Lernprozessen. Wenn ich das zentralisiere, was wahrscheinlich gar nicht anders geht, dann muss ich plötzlich überlegen: Wie kann ich diesen Raum nutzen, wie verteile ich diese Zugangsmöglichkeiten? Das ist für eine Organisation, die sich jetzt darauf neu einstellen muss, eine hoch voraussetzungsvolle Sache, die keineswegs nur dadurch gelöst ist, dass ich sage: ‚Jetzt habt ihr zehn Anschlüsse und zehn Notebooks.‘ Damit ist nichts passiert, die sind wahrscheinlich sogar nach einem halben Jahr kaputt.“

Der Kongress in Hamburg hat allerdings auch beeindruckend gezeigt, dass sowohl Unternehmen als auch Schulen, Universitäten und Medienzentren auf Hochtouren an der Produktion qualitativ hochwertiger Bildungssoftware arbeiten, um die optimale Nutzung elektronischer Medien in der Schule voranzutreiben. Firmen wie Intel, Siemens, Apple und Sun Microsystems stellten ebenso wie staatliche Institutionen ihre Entwicklungen vor. Die Vielfalt der Angebote ist groß, was auch hier den Ruf nach mehr Kooperation laut werden ließ. Dieter Wiedemann berichtete: „Was ich mitgenommen habe, ist, dass es eine Menge an Bildungssoftware gibt. Dass es eine Menge an interessanten Projekten gibt. Da macht ein Kreis in Baden-Württemberg und in Rheinland-Pfalz etwas, und dann macht die Medienanstalt Baden-Baden etwas, und ein anderer macht etwas Ähnliches. Man hat immer den Eindruck: Warum haben die sich nicht mal vorher beraten? Warum macht man nicht etwas Gemeinsames? Und was noch viel schlimmer ist: Dass wird dann in einem Bundesland verteilt – und das andere Bundes-

land hat nichts davon. Also, es gab hier eine DVD, die ich dann auch käuflich erworben habe, weil ich spannend fand, wie darüber berichtet wurde. Das bleibt aber in dem einen Land drin, das andere Land entwickelt vielleicht das Gleiche noch mal, vielleicht schlechter – und man könnte das ja propagieren. Das, finde ich, ist eine Vergeudung gesellschaftlicher Ressourcen, und dagegen muss man angehen. Es wäre schade, wenn das jetzt nicht nach außen wirken würde. Die Anreger könnten ja z. B. auch die rund 800 Leute sein, die auf diesem Kongress waren. Wenn diese 800 zurückgehen in ihre Stadt, in ihr Dorf, das mal anregen und mal sehen, ob's funktioniert, wäre das schon ein toller Erfolg.“

Wie können solche Netzwerke und wie können *generell* Netzwerke im Medien- und Schulbereich gebaut werden? Wie Otfried Jarren von der Universität Zürich feststellte, ergibt sich die Notwendigkeit zu kooperieren, nicht nur daraus, dass Informationen zwischen den einzelnen Instanzen fließen und dass damit schneller gewünschte Resultate erzielt werden können. Vielmehr existieren beispielsweise im Medienbereich verschiedene Wertesysteme nebeneinander, die sowohl für die Akteure als auch für Rezipienten verwirrend wirken. Je nachdem, zu welchem Zeitpunkt ein Medium institutionalisiert wurde, und in welchem Bereich des gesellschaftlichen Lebens es genutzt wird, unterliegt es speziellen Regeln. Während Filme, die im Kino – also in der Öffentlichkeit – konsumiert werden, auf der Grundlage spezieller Jugendschutzregeln zugänglich ge-

## „Schule und Eltern brauchen selbst Hilfe“,

stellte Ingrid Paus-Hasebrink von der Universität Salzburg fest.

„Ich sage meinen Studenten: Wir bilden euch nicht für einen Job aus, sondern wir bilden euch dafür aus, dass ihr euer Talent im Markt anbieten könnt“,

beschrieb Dieter Wiedemann als Hochschullehrer die Situation.

macht werden, wird die Rezeption desselben Films auf CD-ROM oder im Internet wesentlich großzügiger gehandhabt, weil sie im nicht öffentlichen Raum geschieht. Hier werden nur sehr hart straftatsbeschwerte Vorgehensweisen geahndet. Ähnliches lässt sich im Bereich der Videospiele beobachten. Schießereien, das (virtuelle) spielerische Töten von Menschen oder eher sinnlose kriegerische Auseinandersetzungen werden im Fernsehen im Großen und Ganzen gar nicht oder nur zu bestimmten Uhrzeiten toleriert. Dass Kinder und Jugendliche derartige Konstellationen an der heimischen Playstation immer und immer wieder durchexerzieren, gilt allgemein als akzeptiert. Es wird zumindest nicht geahndet. Am *sinnfälligsten* lässt sich das Nebeneinander verschiedener Normen sicher an einem Beispiel deutlich machen, dass wohl jeder aus eigenem Erleben kennt. „Es geht um die Frage: Wie gehe ich mit verschiedenen Glaubensvorstellungen um? Oder wie gehe ich mit bestimmten Vorstellungen über Menschenbilder um, Frauenbilder, die nicht im Strafrechtsbereich liegen? Da habe ich ja große Unterschiede zwischen Moslems und Nichtmoslems, egal, wie ich die Leute betrachte. Was darf von einer Religion öffentlich ausgeführt werden, und was darf nicht öffentlich ausgeführt werden? Das Tragen eines Kopftuchs, das ist so ein Beispiel. In der Schule, da kann man's untersagen, weil es eine öffentliche Sphäre ist. Aber man kann es nicht untersagen im privaten Verein, im Lokal oder an anderer Stelle. Ich kann dem Mädchen vorschreiben, dass es in der Schule mitturnen muss und kein Kopftuch tragen kann. Aber in anderen

Bereichen kann ich gar nicht mehr zugreifen. Da hat man diesen Widersinn, finde ich, noch viel deutlicher“, so Otfried Jarren. Sichtbar wird, dass in einer Gesellschaft, in der auf verschiedenen Kanälen kommuniziert wird, die einzelnen Wertesysteme ins Leere laufen. Genau hier können und müssen Netzwerke ansetzen. Nur ein allgemeiner Normenkodex ist in der Lage, die Leere zu füllen. Dieser kann jedoch nur gemeinschaftlich – und nicht von oben – entwickelt werden. Da sich die Einhaltung eines solchen Kodex aufgrund der Vielfalt der Kanäle nur bedingt kontrollieren ließe, lässt es sich nicht umgehen, die Beteiligtenverantwortung, die Produzentenverantwortung zu erhöhen.

„Praktisch bedeutet dies, dass eine Gesellschaft, die immer mehr Selbstverantwortung hat, nicht umhin kommt, ihr Reflexivitäts-Potential stärker zu nutzen. Das ist übrigens eine elementare Erkenntnis der ganzen Theorien der Wissensgesellschaft und d. h., dass man das eigene Handeln beobachten lässt, und andere wieder versuchen, diese Prozesse insgesamt zu moderieren“, erklärte Jarren. Während Normen durch Recht gesetzt werden, können darunter auch *soziale* Normen existieren, die nicht rechtlich sein müssen. Diese Sozialnormen sind allerdings oft nicht expliziert. Deshalb ist es von Vorteil, wenn es Organisationen gibt, die sich bekennen zu bestimmten Grundsätzen, z. B. des Jugendschutzes oder zu einer bestimmten Unternehmenskultur. Ein Beispiel hierfür ist die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF). Solche Institutionen wirken nicht nur selbstregulatorisch, sondern haben

das Potential, Sachverhalte von gesellschaftlichem Interesse mit anderen Akteuren mediativ zu verhandeln und Netzwerke zu bilden. Allerdings – und dies kann durchaus *auch* vom Staat kommen – muss die Installation derartiger Institutionen in der Regel von außen angestoßen werden. Denn, so hat es Otfried Jarren beobachtet, sie erfolgt nicht automatisch.

So gab es auf dem Medienkongress in Hamburg Anstöße, über die weiter diskutiert werden wird. Und aus denen (so lässt sich die Intention aller Debatten zusammenfassen) neue selbstregulatorische Instrumente entstehen könnten – und sollten. „Der Medienbereich gehört interessanterweise zu denen, die in dieser Hinsicht am meisten unterentwickelt sind“, meint der Wissenschaftler. Deshalb schlägt er eine Art übergreifendes Medienobservatorium vor, das aus verschiedenen, für die Medien differenzierten Teilgruppen besteht, in denen systematisch Wissen über Genres, Programme und Formate gesammelt und versucht wird, dieses wieder an die Macher auf der unteren Ebene zurückzukoppeln. Denkbar wäre – im Gegensatz zu vielen Institutionen, die nicht selbstregulativ wirken – auch eine Art Stiftung Medientest.

Vera Linß ist freie Hörfunkjournalistin mit dem Schwerpunkt Medien.